

als der Fürst abreiste“ – wie das Tagebuch eines Zeitgenossen aufrichtig meint.

Dies geschah bereits am 30. Juni, denn Napoleon hatte den inzwischen wiederhergestellten Marschall und seine Gattin zur Teilnahme an den Festlichkeiten, mit denen der Friedensschluß gefeiert werden sollte, nach Tilsit eingeladen.

Désirées Anwesenheit rief alte Erinnerungen in Napoleon wach und machte ihn ihrem Gatten besonders günstig gestimmt; jedenfalls herrschte in Tilsit das beste Einvernehmen zwischen dem Kaiser und seinem Marschall. Für seine Leistungen im Feldzug gegen Preußen wurde er wahrhaft wie ein Fürst und Schwager eines Königs belohnt: 400000 Franken schenkte ihm der Kaiser in Bargeld und Staatspapieren, dazu in Polen Liegenschaften im Werte von einer Million Franken, außerdem eine Rente von 224000 Franken, die auf die Staatsdomänen in Hannover und Westfalen eingetragen wurde.

Fürwahr, Bernadotte hatte allen Grund, mit diesem Ergebnis zufrieden zu sein, denn der freigebige Kaiser belohnte ihn weit über sein wirkliches Verdienst hinaus.

ZWÖLFTES KAPITEL

Kaiserlicher Gouverneur der Hansestädte

Die Besetzung der Hansestädte, die am Krieg Preußens gegen Napoleon unbeteiligt waren, erfolgte, um die Nordseeküste der englischen Einfuhr zu sperren. Das gesamte Küstengebiet der Nord- und Ostsee kam damit unter französische Aufsicht, mit Ausnahme Dänemarks, das noch unentschlossen zwischen einem Anschluß an England oder an die Kontinentalsperre schwankte, und Schwedens, das im Tilsiter Frieden nicht berücksichtigt worden war und sich daher noch im Krieg mit

Frankreich befand. Gelang es, die beiden noch abseits stehenden nordischen Staaten zum Anschluß an die napoleonische Festlandspolitik zu gewinnen, dann war England gänzlich vom Warenaustausch mit Europa abgeschlossen.

Mit der Überwachung der gewissenhaften Durchführung der vielseitigen Blockadebestimmungen, die Napoleon noch von Berlin aus erlassen hatte, und um nötigenfalls, wenn Dänemark sich ablehnend verhalte, ganz Jütland zu besetzen, wurde der noch nicht felddienstfähige Marschall Bernadotte betraut. „Neutralität gibt es nicht . . . Wenn es zum Krieg mit Dänemark kommt, haben Sie dessen Festland zu besetzen –“, lautete Napoleons Instruktion für den Fürsten von Pontecorvo, der am 23. Juli 1807 in Hamburg eingetroffen war, um in seiner Eigenschaft als Kaiserlicher Gouverneur die Kontrolle über die Hansestädte und deren Gebiet zu übernehmen.

Frau Désirée, jetzt souveräne Fürstin, und der kleine Oskar hatten allmählich Gefallen an Deutschland gefunden und waren dem Gatten und Vater auch nach Hamburg gefolgt, wo dieser jetzt in dem (heute nicht mehr vorhandenen) Patrizierhaus Nr. 21 auf den Großen Bleichen ein standesgemäßes Quartier bezog.

Das ihm unterstellte 8. Korps der Großen Armee trug einen internationalen Charakter, der so recht die Allmacht des Franzosenkaisers veranschaulichte: Holländer, Franzosen, Deutsche, selbst Spanier und Portugiesen eilten herbei, um unter seinen Fahnen zu kämpfen.

Zum 8. Korps gehörten außer zwei französischen Divisionen, die in Lübeck, Stade und Cuxhaven lagen, eine holländische Division unter General Gratien, die in Bremen stand, und schließlich die noch in Anmarsch befindliche spanische Division La Romana, die in Hamburg bleiben sollte.

Mit einem Troß von Wagen und Maultieren, bepackt mit Hausrat, dunkelhaarigen Weibern und halbnackten Kindern hielten die Söhne des Tajo und Manzanares unter großem Hallo

ihren Einzug in die Hansestadt an der Alster. Welch groteskes Bild: diese kleinen, lebhaften Südländer mit gelber Hautfarbe und tiefschwarzem Haar, geräuschvoll, unruhig und leidenschaftlich, die plötzlich wie eine Schar wandernder Zigeuner in die gedämpfte, korrekte und gepflegte Umwelt der ernsten, hochgewachsenen blonden Hanseaten einbrachen. In zahlreichen zeitgenössischen Stichen hat Peter Suhr diese seltsamen Gäste, die sich im Nebel des Nordens oft nach der heißen Sonne des Südens und nach der malerischen Unordnung ihrer Heimat sehnten, verewigt, die damals die Straßen und Plätze Hamburgs bevölkerten und emsig an der Instandsetzung der Befestigungswerke arbeiteten, umlagert von neugierigen Alten und Jungen und oft die Zielscheibe des gutmütigen Spottes baumlanger Bürgergardisten, die sich wie Riesen unter Gullivers Zwergen vorkamen.

Abwechselnd eine Abteilung Infanterie und dreißig Dragoner von den Regimentern Princesa, Zamora und El Rey stellten die Ehrenwache vor dem Quartier des Fürsten von Pontecorvo, der sich durch den baskischen Dialekt seiner Heimat leicht mit den Spaniern verständigen konnte.

Sowohl der französische Marschall als auch der Kommandeur der spanischen Truppen, General Marquès de la Romana, verstanden es bald, sich die Achtung und Zuneigung der Hanseaten zu erwerben, die den napoleonischen Offizieren, die ihnen Vorschriften machten und ihren Handel beeinträchtigten, anfangs keineswegs wohlwollend gesinnt waren.

Marquès de la Romana wird als echter Vertreter spanischen Grandentums geschildert: stattliche Figur, vornehme Erscheinung, stolz, wie man es vom Spanier erwartet, aber alles andre als protzig, anmaßend oder aufgeblasen. Der General besaß eine ebenso gründliche wie umfassende Bildung; er hatte England, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Deutschland bereist und an der Leipziger Universität studiert; er beherrschte die Sprachen dieser Länder, kannte die einzelnen

Literaturen und beschäftigte sich in seinen Mußbestunden noch mit dem Studium der antiken Klassiker.

Bernadotte ging als besondere Empfehlung sein guter Ruf von Hannover und Lübeck voraus, und sein weiteres Verhalten bestätigte, was man von ihm erwartet hatte. Er vermied alles, was den Stolz der Hanseaten verletzen konnte, und gab sich alle Mühe, ein gutes Einvernehmen mit den Kreisen der Senatoren und des wohlhabenden Bürgertums anzubahnen. Gelegenheit hierzu bot ihm der 15. August, der Geburtstag des Kaisers, der damals fast in ganz Europa feierlich begangen wurde.

Auf dem Heiligengeistfeld hielt der Fürst von Pontecorvo Parade über die gesamte Wehrmacht ab, während am Abend im Apollosaal des Emigranten Rainville ein offizielles Festessen mit anschließendem Ball stattfand. Die Wände des Saales waren zu diesem Zweck mit großen Gemälden geschmückt, die die schönsten Landschaften des Fürstentums Pontecorvo darstellten, dessen Boden der neugebackene Fürst noch nicht betreten hatte.

Man kam, sah, staunte, ließ sich bewirten, führte anregende Gespräche mit den scharmanten Offizieren, trank auf das Wohl Hamburgs und des Kaisers, und die blonden Damen tanzten mit französischen, holländischen, spanischen und portugiesischen Kavalieren.

Einige Monate später, am 12. November, war La Romana der Gastgeber, der in denselben Räumen zur Feier des Geburtstages seines Landesherrn, des Königs Karl IV. von Spanien, einlud.

Doch nicht um Feste zu feiern hatte Napoleon seinen Marschall und seine Soldaten nach Hamburg geschickt. Dänemark zeigte anfangs wenig Lust, seine Neutralität aufzugeben und den Engländern seine Häfen zu sperren. Erst als Kronprinz Frederik die Regierung für seinen schwerkranken Vater übernahm, fiel die Entscheidung: Dänemark erklärte England den Krieg, lehnte aber Hilfe und Mitwirkung der Franzosen, die

Bernadotte anbot, entschieden ab. Die Engländer beantworteten die Kriegserklärung damit, daß ihre Flotte vor Kopenhagen erschien, ein mörderisches Bombardement auf die wehrlose Stadt eröffnete und die im Hafen liegende Flotte als gute Prise mitnahm.

Das war ein schwerer Verlust für Frankreich, denn die dänische Flotte hätte die Überwachung des englischen Warenschmuggels auf dem Wasserwege erleichtert, zumal die Franzosen so gut wie keine Seestreitkräfte im Gebiet der Nord- und Ostsee besaßen.

Die Beschießung Kopenhagens durch die Engländer brachte den Franzosen indes den Vorteil, daß nun endlich Rußland seine Neutralität aufgab und Großbritannien den Krieg erklärte. Von der Koalition des Jahres 1806 blieb nur noch ein Gegner übrig: Schweden, das zwischen den Zangengriff der Dänen und Russen geriet.

Bernadottes Aufgabe bestand darin, gemeinsam mit den Dänen die Offensive zu eröffnen, da das schwedische Heer in Finnland den Ansturm der Russen abwehren mußte. Zum Einsatz stand das Korps Bernadotte zur Verfügung, das die Bezeichnung Armee von Holstein erhielt. Diese Truppen sollten staffelweise über den Belt nach Fünen und Seeland gehen und sich dort mit der dänischen Armee vereinigen. Zur Vereinbarung eines gemeinsamen Operationsplanes und zur Festsetzung der Beteiligung Dänemarks verließ der Fürst von Pontecorvo am 7. März Hamburg, um sich nach Kopenhagen zu begeben. Désirée und der kleine Oskar begleiteten ihn bis Odense, während Bernadotte von Nyborg nach Seeland übersetzte und über Roeskilde am 16. März in Kopenhagen eintraf, gerade rechtzeitig, um den Kronprinzen Frederik als Nachfolger seines in derselben Nacht verstorbenen Vaters Christian VII. zu begrüßen. Die Mission des Marschalls verlief ergebnislos, oder doch nicht in dem Sinne, wie es Napoleon gewünscht hatte: der König, der gern gemeinsam mit den Franzosen die Schwe-

den in ihrem eigenen Land angegriffen hätte, weigerte sich, das von Frankreich geforderte Hilfskorps von 13 000 Mann zu stellen, wenn Bernadotte gemäß der Instruktion des Kaisers vorläufig in der Defensive verharren sollte.

Unterdessen standen die Truppen der holsteinschen Armee im Umkreis von Sonderburg und Kolding zur Überfahrt nach Fünen bereit. Am Abend des 28. März traf der Marschall in Schloß Koldinghus ein — gegen Morgen brannte das Schloß bis auf die Grundmauern nieder. Das Feuer war durch den Leichtsinns der spanischen Wachmannschaften entstanden, die sich bei dem kalten Ostwind schützen und wärmen wollten. Über Flensburg kehrte er am 15. Juni mit Frau und Kind nach Flottbeck zurück.

Der Marschall war mit dem Ergebnis seiner Inspektion zufrieden. Die Truppen lagen in den vorgesehenen Quartieren, und die Stimmung war selbst bei den spanischen Truppen durchaus gut. Wenigstens hatte ihr Befehlshaber Marquès de la Romana Bernadotte seine Treue auch gegenüber dem neuen König Joseph Napoleon versichert, der jetzt an Stelle der von Napoleon in Bayonne für abgesetzt erklärten Bourbonen König von Spanien geworden war, da er annehmen mußte, dieser Thronwechsel habe sich mit Billigung des gesamten Volkes vollzogen. Unterdessen aber erfuhren die Soldaten die Wahrheit: Pater James Robertson, ein Schotte, war nach Dänemark gekommen und hatte die Spanier aufgeklärt. Sie wußten jetzt, daß ihre Landsleute sich zum Kampf gegen die Fremdherrschaft erhoben hatten und der neue König sich nur mit Hilfe eines starken französischen Heeres in Madrid behaupten könne. Diese Nachricht rief unter der Division La Romana allgemeine Aufregung hervor. Die Soldaten, denen der Dienst in dem fernen nordischen Land ohnedies nicht behagte, weigerten sich, dem neuen König den Treueid zu leisten, und verlangten unverzüglich in ihre Heimat zurückbefördert zu werden. Der Marquès, der anfangs noch die Treue hielt, hatte sich inzwischen an die

Spitze seiner Truppen gestellt und den Franzosen die weitere Gefolgschaft verweigert. Die vereinzelt französischen Posten und Abteilungen waren viel zu schwach, um den Abfall der Spanier zu verhindern. Ebenso ohnmächtig waren die Dänen, die an manchen Orten versuchten, der Empörung Einhalt zu gebieten. Nur ein kleiner Teil der Spanier konnte entwaffnet werden, die übrigen setzten nach Fünen über, wo sie von englischen Schiffen an Bord genommen und in ihre Heimat gebracht wurden.

Bernadotte reiste nach Eintreffen der Kunde vom Abfall der Spanier sofort wieder nach Dänemark, konnte aber das mittlerweile Geschehene auch nicht mehr rückgängig machen.

An eine Fortsetzung des Krieges gegen Schweden war vorläufig nicht zu denken, denn der Abfall der Division La Romana hatte die französischen Streitkräfte um etwa die Hälfte ihres Bestandes geschwächt.

So verging die zweite Jahreshälfte 1808 ohne besondere Ereignisse. Das neue Jahr brachte den Abschluß des Krieges gegen Schweden. Mit wechselndem Glück hatten sich beide Gegner in Finnland geschlagen, das von den Russen erobert worden war. Eine Fortsetzung des Krieges hätte den Feind wohl noch in der Hauptstadt Stockholm selber gesehen. Das Volk, das Frieden wünschte, war mit seinem König längst unzufrieden. Eine Palastrevolution, der sich auch das Heer anschloß, brach aus und zwang den unbeliebten König zur Abdankung. Dies geschah am 13. März. Der ehemalige König Gustaf IV. begab sich nach Deutschland, während sein Oheim Karl, Herzog von Südermanland, der Bruder Gustafs III., als König Karl XIII. auf den verwaisten Thron berufen wurde.

Um Ruhe und Ordnung im Lande wiederherzustellen, war die erste Tat des neuen Königs, dem aussichtslosen Krieg ein Ende zu machen. Obwohl noch volle neun Monate vergingen, bis der Friede zwischen den beiden Kabinetten zustande kam, wurden die Feindseligkeiten doch sofort eingestellt.

Aber auch ohne den Thronwechsel wäre Napoleon vorläufig gar nicht imstande gewesen, den Krieg gegen Schweden ernsthaft zu betreiben, da es während der Abwesenheit des Kaisers in Spanien erneut zum Bruch mit Österreich gekommen war.

Damit war auch Bernadottes Hamburger Aufenthalt zu Ende. Am 16. Februar hatte er Nachricht von dem am 7. Januar in Pau erfolgten Tod seiner vierundachtzigjährigen Mutter erhalten. Drei Wochen später traf ein Schreiben des Kaisers ein, der ihm im bevorstehenden Feldzug gegen Österreich die Führung der auf französischer Seite kämpfenden Sachsen übertrug.

Vor seiner Abreise nach Dresden — das Kommando über die französische Garnison in Hamburg übernahm an seiner Stelle General Gratien — erfuhr der Marschall noch den Sturz Gustafs IV. Parlamentäre, die wegen Abschlusses eines Waffenstillstandes mit ihm verhandeln sollten, waren unterwegs; Bernadotte empfahl sie seinem Nachfolger und reiste unverzüglich nach Sachsen ab.

Am 22. März traf der Fürst von Pontecorvo in der sächsischen Hauptstadt ein, wo er von den Behörden im Namen des in Warschau weilenden Königs feierlich empfangen wurde. Im Brühlischen Palais, an dessen Stelle seit 1903 das neue Ständehaus steht, nahm Bernadotte Quartier.

Die Kriegstüchtigkeit des sächsischen Heeres ließ viel zu wünschen übrig. Im Feldzug gegen Preußen, an dem Friedrich August teilgenommen hatte, waren die Sachsen glimpflich davongekommen, da sie sich schon nach der ersten Schlappe von ihren Verbündeten getrennt und den Franzosen angeschlossen hatten. Die meisten Offiziere konnten kaum reiten, die Artilleristen hatten in Friedenszeiten noch nie mit bespannten Geschützen geübt, und die teilweise sechzig Jahre alten Unteroffiziere, ehrwürdige Veteranen der friderizianischen Kriege, konnten nur im Paradeschritt gehen, aber nicht Trab laufen.

Diese völlig veraltete Organisation des sächsischen Rhein-

bundkontingentes mußte erst den neuen Kriegsregeln und Erfahrungen angepaßt werden. Der Fürst von Pontecorvo sah also, „daß hier noch viel zu tun war“, bevor die Sachsen auf der Höhe waren und mit Erfolg an der Seite der kriegsgeübten französischen Soldaten kämpfen konnten.

Jedenfalls zeigten ihm schon die ersten Besichtigungen, daß man ihm die minderwertigste Truppe anvertraut habe und daß es unmöglich sei, in den wenigen Wochen, die ihm zur Verfügung standen, den vorsintflutlichen Schlendrian abzuschaffen und den Leuten neuen Schlift beizubringen.

Unterdessen traf in seinem Hauptquartier in Dresden der schwedische Major Lagrange ein, der dem König die Thronbesteigung des Herzogs von Südermanland anzeigen sollte. Bernadotte kannte Lagrange von Lübeck her, wo dieser in französische Gefangenschaft geraten und von dem Marschall aufs beste behandelt worden war.

Bernadotte sprach dem Parlamentär offen seine Bewunderung des tapferen schwedischen Volkes aus und gab Lagrange einen Brief an den schwedischen Feldmarschall Klingspar mit, in dem er sich in Ausdrücken höchster Wertschätzung über Skandinavien äußerte.

Die freundschaftliche Gesinnung, die Bernadotte seinem nordischen Gegner so offen zum Ausdruck brachte, entsprach nicht den Wünschen Napoleons. Der Kaiser schrieb dem Marschall, seine den Schweden erwiesene Freundschaft binde ihm die Hände, denn er habe geplant, Schweden zwischen Dänemark und Rußland zu teilen. Diese Absicht konnte Napoleon jetzt nicht mehr verwirklichen, nachdem sein Marschall den Schweden bereits feste Zusagen gegeben hatte.

Durch sein Verhalten hat Bernadotte gewissermaßen die Unabhängigkeit des Reiches Gustaf Adolfs gerettet und sich die Sympathien der Schweden in reichem Maße erworben.

Er hatte sich aber auch einen Tadel Napoleons zugezogen, der es nicht wünschte, daß seine Vertreter selbständig handel-

ten, weil sie dadurch jedesmal seine gigantischen Pläne durchkreuzten oder ihm sonstwie schaden.

Bernadotte war verstimmt — er konnte dem Kaiser offenbar gar nichts recht machen, und jetzt sollte er auch noch die Verantwortung der Führung einer in keiner Weise schlagfertigen Armee übernehmen: das war eine willkommene Gelegenheit, ihn im Falle des Versagens der Sachsen mit neuen Vorwürfen zu überhäufen.

Er befand sich in solch gedrückter Stimmung, daß er sich hinsetzte und seinem obersten Kriegsherrn schrieb:

„Ich beehre mich, Eure Majestät zu bitten, mich des Oberbefehls über die Sachsen zu entheben. Ich habe Ihnen schon früher auseinandergesetzt, daß ich nicht befähigt bin, Ausländer zu führen . . . Das, was täglich in bezug auf mich geschieht und mein Gemüt aufs empfindlichste berührt, genügt, um meine ganze seelische Kraft zu erschöpfen.

Ich bin ohne jede Instruktion nach Dresden gekommen. Der erste Brief, der eine solche enthält, und den die Zufälle des Krieges so ungemein wichtig für mich hätten machen können, ist mir durch die Post zugestellt worden und hat mich erst nach sechzehn Tagen erreicht. Alles dies, Sire, macht mich besorgt um das Gelingen meiner Aufgabe, und ich sehe mich dem ausgesetzt, daß meine Anstrengungen beständig durch geheime Mächte zunichte gemacht werden, die ich nicht zu beseitigen vermag.

Ich beschwöre Eure Majestät, mir meinen Abschied zu bewilligen, wenn Sie es nicht vorziehen, mir einen auswärtigen Posten zu geben, wo meine Feinde kein Interesse mehr haben, mir Schaden zuzufügen.“

Dieser Brief ist am 11. April 1809 geschrieben; am andern Tage traf in Dresden die Nachricht von der bereits am 6. erfolgten Kriegserklärung Österreichs ein.

Es kam rascher, als er gedacht hatte. Nun mußte die sächsische Armee — 20000 Mann und 5400 Pferde — dem Befehl des

Kaisers gemäß nach dem Kriegsschauplatz an der Donau abzurücken.

Bernadotte traf sofort alle Anstalten zum Abmarsch des ihm unterstellten Heeres, erneuerte aber trotzdem nochmals sein Abschiedsgesuch mit der Begründung, daß er den Anstrengungen eines Feldzuges nicht mehr gewachsen sei — er war damals 46 Jahre alt, stand also im besten Mannesalter. Sollte er noch länger auf Antwort warten müssen, so sehe er sich gezwungen, das Kommando einem sächsischen General zu übergeben.

Am 20. April zog Bernadotte mit seinen Sachsen durch Gera. Hier schrieb er ein drittes Abschiedsgesuch, fest entschlossen, nunmehr Ernst zu machen. Das Schreiben gelangte jedoch nicht mehr zur Absendung, da mittlerweile ein Brief Napoleons eingetroffen war.

Der Kaiser schrieb unterm 19. April aus Ingolstadt: „Herr Vetter! Ich habe alle Ihre Briefe erhalten. Der Krieg, der jetzt ausbricht, wird gemeinsam mit Rußland geführt. Erblicken Sie also einen Beweis meiner Achtung in der Rolle, die ich Ihnen zugewiesen habe . . .“

Weiter brauchte Bernadotte gar nicht zu lesen; diese wenigen Zeilen, die der Kaiser, am Lagerfeuer auf- und abgehend, die Hände auf dem Rücken oder mit der Reitgerte Blumen köpfend, in kurzen hastigen Sätzen dem diensttuenden Sekretär diktiert hatte, genügten, um sofort die Mißstimmung zu verscheuchen, die sich des Marschalls bemächtigt hatte. Sollte an allem wieder einmal Berthier schuld sein und hinter den Kulissen seine Hand im Spiel gehabt haben, indem er wichtige Instruktionen zu spät oder gar nicht abschickte? Denn daß zu seinem Korps auch die polnischen Truppen des Herzogtums Warschau gehörten, hatte Bernadotte ja auch erst im letzten Augenblick erfahren.

Jetzt teilte ihm der Kaiser die Armeeeinteilung mit, die klar und deutlich Bernadottes Aufgabe und Stellung umriß: „Das

9. Korps soll aus der sächsischen Armee unter dem Fürsten von Pontecorvo gebildet werden, bestehend aus drei sächsischen Divisionen, die sich in Dresden sammeln, und zwei des Herzogtums Warschau, zusammen etwa 50000 Mann. Der Fürst von Pontecorvo soll also die sächsische Armee und alle Truppen des Herzogtums Warschau, sowie die Garnisonen Glogau und Danzig unter seinem Befehl haben.“

„Ich bin erst seit zwei Tagen bei der Armee“, bemerkte Napoleon, und es klang fast wie eine Entschuldigung. Als der Ecupeur am 17. April im Hauptquartier der Großen Armee in Donauwörth eintraf, erhielt zunächst der Generalstabschef Berthier, souveräner Fürst von Neuchâtel und Valengin, der als einziger unter den Marschällen Anspruch auf den Titel Altesse Sérénissime (Durchlaucht) hatte, einen mächtigen Anpuff. Berthier hatte mal wieder alles gründlich verdorben und die tollsten Fehler gemacht — ein Glück nur, daß die österreichische Mobilmachung so langsam arbeitete, sonst hätte Erzherzog Karl die Gelegenheit wahrnehmen und den Franzosen an der Donau eine vernichtende Niederlage beibringen können. Der Kaiser sprang aus dem Wagen, und sogleich ging das Donnerwetter los: „Befehle! Gegenbefehle! Unordnung!“ schnauzte er Berthier an. Kaum ließ er sich Zeit, Hut, Mantel und Degen abzulegen, dann kroch er schon auf allen vieren auf dem Boden herum, wo Bacler d’Albe die Karte ausgebreitet hatte, steckte die bunten Nadeln auf, um die beiderseitigen Stellungen anzuzeigen, und zwischendurch begann er seine Befehle zu diktieren. Zwei Tage später war alles wieder in Ordnung: der Kaiser wußte, wie und wo er den Feind schlagen werde.

Und nun kam auch Bernadotte zu seinem Recht. Aber er erfuhr auch, daß er gleichzeitig in Böhmen einmarschieren sollte. Aber wie sollte er das mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen bewerkstelligen? Das hatte ihm Napoleon nicht verraten, sondern ihm nur gesagt, das 9. Korps bestehe aus 50000 Mann. Mag sein, alles in allem. Aber was helfen dem Marschall



König Oskar I. von Schweden und Norwegen (1844—1859)
Sohn und Nachfolger Karls XIV. Johann und Vater der Kö-
nige Karl XV. und Oskar II.

(Nach einem Gemälde von Sandberg, Stockholm)

die polnischen Truppen, die noch bei Warschau stehen, und die Garnisonen von Glogau und Danzig, die für die Teilnahme am Feldzug gegen Österreich ausscheiden!

Für den befohlenen Einmarsch in Böhmen hat er nur die Sachsen zur Hand, übrigens nicht drei Divisionen, wie Napoleon meint, sondern nur zwei, und das macht alles zusammen 16302 Mann und 26 Geschütze — also noch nicht einmal die Hälfte des Bestandes, den der Kaiser voraussetzte.

Bernadotte schwenkte jetzt von Gera und Weimar nach Süden ab und zog seine Truppen im Vogtland um Plauen zusammen. Bei Schönberg an der sächsisch-böhmischen Grenze stieß die sächsische Reiterei bereits auf österreichische Kavallerie und mußte, da sie in der Minderheit war, zurückgehen.

Der Marschall war gerade im Begriff, auf Eger vorzurücken, als ihn ein Kurier aus dem Hauptquartier erreichte. Gegenbefehl Napoleons, bedingt durch die Lage an der Donau: das 9. Korps stößt an der bayerisch-böhmischen Grenze entlang vor, um sich bei Regensburg mit den letzten französischen Truppen zu vereinigen.

Die Marschrichtung verlief über Hof—Wunsiedel—Kemnath dem Flußtal der Naab folgend in nordsüdlicher Richtung zur Donau. Durch die Wälder der Oberpfalz streiften Abteilungen des österreichischen Korps Bellegarde, dessen Stärke Bernadotte auf 30—40000 Mann schätzte.

Zum Glück kam es nur zu unbedeutenden Patrouillengefechten, die den Marsch der Sachsen nicht aufhielten. Verhängnisvoll hätte sich die Lage aber gestalten können, wenn der bei Regensburg geschlagene Erzherzog Karl, der sich auf dem Rückzug auf Budweis befand, unterwegs auf das 9. Korps gestoßen wäre. Da Bernadotte dieselbe Marschrichtung hatte, wäre das sehr leicht möglich und damit das Schicksal der Sachsen besiegelt gewesen. Denn so gute und tapfere Soldaten diese an sich auch waren — dieses Zeugnis ungeteilten Lobes wird ihnen von Freund und Feind ausgestellt —, so entsprach doch, wie be-

reits betont, ihre Ausbildung in keiner Weise mehr der napoleonischen Taktik. Sie waren nach dem veralteten Exerzierreglement der friderizianischen Zeit abgerichtet, dem Preußen den Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt verdankte. Napoleon war daher in Sorge um den Fürsten von Pontecorvo, den er am 9. Mai in Regensburg vermutete. Sollte er auf überlegene feindliche Kräfte stoßen, so war er angehalten, unter Umständen bis auf Augsburg zurückzugehen, um einer drohenden Einkreisung auszuweichen.

Die Sachsen hatten am 30. April Plauen verlassen; am 9. Mai hatten sie bereits Straubing erreicht, was einer täglichen Marschleistung von 26 Kilometer entspricht. Regensburg hatten sie im Bogen über Cham—Roetz umgangen. Am 11. stand die Vorhut schon in Passau.

Am 13. kam Linz in Sicht. Nun begann erst der Krieg. Die Württemberger unter Vandamme lagen hier mit der Vorhut Kolwrats im Kampf, der aus Böhmen im Anmarsch war und die französische Etappenlinie längs der Donau bedrohte. Nach heftigem Kampf, in dem die Sachsen unter der persönlichen Führung des Marschalls den Ausschlag gaben, wurden die Dörfer Katzbach und Dornach genommen und der Feind zum Rückzug gezwungen.

Aber plötzlich saßen die Weißbröcke Bernadotte im Rücken. Kolwrat war um den Lichtenberg geschwenkt und suchte hier den Sachsen den Rückweg über die Donau abzuschneiden.

„Denkt daran, daß ihr Sachsen seid!“ rief Bernadotte. „Es lebe der König von Sachsen!“ und führte seine Truppen ins Feuer. Gemeinsam mit den Württembergern gelang es ihnen, den befestigten Friedhof von Pöstlingberg zu stürmen und die Österreicher aus der Ortschaft zu werfen. In der Nacht zog der Feind unter Zurücklassung der Verwundeten und von sechs Geschützen nach Freystadt unterhalb Linz ab.

Wenige Tage später, am 21. und 22. Mai, wurde die blutige Schlacht bei Aspern-Eßling geschlagen, die erste, die Napo-

leon verlor. Nach den Befehlen des Hauptquartiers sollte Bernadotte Marschrichtung auf Budweis nehmen. Der Marschall kam diesem Befehl indes nicht nach, da er ihn nach Lage der Dinge für unausführbar hielt: „Ich habe vor mir ein von Bergen starrendes Land, in dem ein gut verschanzter Feind mit geringen Kräften den Durchzug lange aufhalten kann. Um von hier aus mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzustoßen, wäre ein stärkeres Korps erforderlich als das meine, und vor allem gehörten kriegsgeübte Truppen und erfahrene Generale dazu, die die einzelnen Kolonnen führen. Die Sachsen aber sind — ich wiederhole es — außerstande, allein zu fechten . . . Wenn ich 8000 bis 10000 Franzosen hätte, könnte ich, aber auch ohne große Erfolge zu versprechen, noch etwas versuchen, ich würde wenigstens mit der Tatkraft und Erfahrung dieser Truppen rechnen können, aber mit den Sachsen allein kann ich nichts unternehmen. Wenn der Feind mich mit überlegenen Kräften angreifen sollte, würde ich froh sein, wenn ich meine Stellung halten könnte.“

Diese Meldung an den Kaiser ist am 28. Mai geschrieben. Drei Tage später befand Bernadotte sich auf dem Marsch nach Wien, schlug am 1. Juni bei Ardagger einen Feuerüberfall des Feindes auf die sächsische Reiterei ab und erreichte am 4. Juni Sankt Pölten.

Noch am gleichen Tage begibt sich der Fürst von Pontecorvo nach Schönbrunn, um dem Kaiser Meldung zu erstatten. In der neuesten Armee-Einteilung, die ihm Berthier vor wenigen Tagen geschickt hat, wird die Gesamtstärke des 9. Korps mit 31 686 Mann angegeben. Wie kommt der Stabschef zu dieser Zahl? Sehr einfach: er hat auf dem Papier Truppenteile hinzugerechnet, die praktisch gar nicht da sind: Da stehen die Garnisonen von Danzig und Glogau wieder, macht 4734 Mann, und zum Schluß auch noch 11 333 Polen, die in Wirklichkeit unter Poniatowski in Galizien liegen.

Tatsächlich hat er noch nicht einmal 16000 Sachsen unter

seinem Befehl. Dafür hat Berthier die französische Division Dupas, die das 9. Korps verstärken und sein Rückgrat bilden sollte, jetzt wieder dem 8. Korps zugeteilt.

Napoleon geht auf Bernadottes Vorschläge ein. Truppen, die an der Ostsee, in Schlesien und Galizien stehen, scheiden bei einer Armee aus, die unter den Toren Wiens kämpfen soll. Die schwachen sächsischen Bataillone werden zusammengelegt; das erhöht ihre Schlagkraft und ergibt eine Einsparung von 87 Offizieren und 120 Unteroffizieren und Mannschaften. Die Überzähligen werden sofort ausgeschieden und in die Heimat entlassen: man braucht sie dort als Abrichter für die neu eingezogenen Rekruten.

Dupas mit fünf französischen Bataillonen verstärkt die drei sächsischen Bataillone der 3. Division.

Am 4. Juli besichtigt Napoleon die Sachsen auf der in der Schlacht bei Aspern so heißumstrittenen Lobau-Insel; die französische Ansprache des Kaisers findet, da nur die Offiziere sie verstehen, geringen Beifall. Das Vive l'Empereur!, mit dem die sächsischen Morituri den Protektor ihres Königs und ihren obersten Kriegsherrn begrüßen, klingt sehr dünn.

In der Nacht wetteifert der Donner des Himmels mit dem Donner der Geschütze, die den Auftakt zur Schlacht bei Wagram geben. Am andern Morgen geht es auf einer in der Nacht notdürftig erbauten Schiffsbrücke über den vom Gewitterregen angeschwollenen Strom. Befehl des Kaisers: Zwei Bataillone bleiben auf der Lobau zurück, Division Dupas schließt sich dem bei Baumersdorf angreifenden Vizekönig von Italien an, Chevauxlegerregiment Prinz Johann übernimmt Deckung der Artillerie des Korps Oudinot.

Nach diesem Abgang bleiben Bernadotte noch 13 sächsische Bataillone, 16 Schwadronen und 3 Batterien. Das ist die Gefechtsstärke des 9. Korps, die der Marschall einsetzen kann.

Trotzdem geht es vorwärts. Gegen ein Uhr stürmen die Sachsen Raschdorf, nehmen gegen 5 Uhr Aderklaa. Feindliche

Reiterei, die hier in die Flanke einbrechen will, wird von General Gutschmidts Schwadronen geworfen. Gegen 7 Uhr trennt nur noch der Rußbach die Sachsen von Deutsch-Wagram. Der Kaiser befiehlt, das Dorf zu nehmen.

Leicht gesagt. Verstärkungen sind nicht verfügbar, also muß Bernadotte allein angreifen.

Heldemütig dringen seine Sachsen bis in die Mitte des Dorfes vor. Aber sie können den Ort nicht halten, das mörderische Feuer der Österreicher zwingt sie zum Rückzug. Gegen 10 Uhr wird Wagram geräumt. Es endet mit wilder Flucht. Erhebliche Einbuße an Gefangenen. Erst gegen Mitternacht kann der Marschall bei Aderklaa seine Leute sammeln. Er ist erschüttert ob des Mißerfolgs, der nur ungenügender Unterstützung zuzuschreiben ist. Umsonst haben seine tapferen Sachsen geblutet. „Ich wollte Sie zu Ruhm und Ehren führen“, sagt er mit bebender Stimme zu dem versammelten Stab, „und ich habe Sie in den Tod geführt. Sie haben geleistet, was ich nur erwarten konnte, anerkannt wird es aber doch nicht werden, weil Sie es unter meinem Befehl taten.“

Ein bitteres Eingeständnis, aber er macht sich keine Illusionen: diesmal werden sie im Hauptquartier wieder an seinen Leistungen herummeckern und ihm den Fehlschlag von Wagram besonders ankreiden. Er kann es Berthier nicht rechtmachen, was er auch tut. Und durch ihn wird der Kaiser beeinflusst, der ihm ohnedies nicht allzu günstig gesinnt ist. Seit Aspern sind Gerüchte über eine Verschwörung des republikanischen Geheimbundes der Philadelphinen im Umlauf, die nicht mehr verstummen. Zahlreiche Offiziere sollen darin verwickelt sein; als ihr Führer gilt der Oberst Oudet vom 17. Infanterieregiment, der im Laufe der Schlacht gefallen ist. Da beide einander kannten und Oudet Mitwisser der Verschwörung von Rennes gewesen sein soll, haben sie diesmal vielleicht wieder zusammen gearbeitet? Es sind zwar nur Gerüchte, aber sie finden Verbreitung und — Gläubige.

Sind sie die Ursache der Unzufriedenheit und Ungnade Napoleons?

Der zweite Tag der Schlacht schafft Klarheit, führt zum Bruch. Befehl der Obersten Heeresleitung: Sämtliche Truppen bleiben in den Stellungen, die sie während der Nacht innehalten; niemand darf angreifen, bis der Kaiser es befiehlt. Als Bernadotte hiervon Kenntnis erhält, ist es bereits zu spät: Die Sachsen haben mit Tagesanbruch ihre Nachtstellung bei Aderklaa geräumt, da ihr Biwak unmittelbar neben den Stellungen des Feindes lag. Ein Zurück gibt es nicht mehr, denn die Österreicher haben sofort das von den Sachsen geräumte Dorf besetzt.

Dem Adjutanten, der diesen Befehl überbringt, General Mathieu Dumas, klagt Bernadotte sein Leid, daß man ihn am Vortag allein gelassen, daß er seine braven Sachsen umsonst ins Feuer getrieben hat. Dumas soll es dem Kaiser melden. Bereits um 5 Uhr wird es auf dem linken Flügel lebendig. Die sächsische Artillerie feuert ununterbrochen. Der Feind greift an. Zwar schickt der Kaiser jetzt Verstärkung, aber auch sie vermag die Österreicher nicht aufzuhalten. Um 10 Uhr trifft der Kaiser selbst auf dem bedrohten Frontabschnitt ein. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen mit Bernadotte. Napoleon will ihm Vorwürfe machen, spricht von Langsamkeit, von mangelnder Umsicht, verkehrtem oder unpünktlichem Vollzug seiner Befehle. Da kann der Marschall sich nicht länger halten: „Wenn das, was man mir angetan hat, geschah, um mich zu verderben, so hätte man wohl weniger häßliche Mittel finden können, als die, wodurch so viele tapfere Männer geopfert wurden. Eure Majestät sind zu erhaben, um andere um ihren Ruhm beneiden zu können. Aber Treulosigkeit oder Verrat hat mich gestern um die Frucht einer dreißigjährigen ehrenvollen Dienstzeit gebracht.“

Der Kaiser sucht den aufgeregten Gaskogner zu beruhigen, er spricht von bedauerlichen Mißverständnissen, die Anlaß zu diesen Befehlen gegeben hätten. Doch Bernadotte läßt sich nicht

beirren: „Wie dem auch sei, Sire, ich möchte in Zukunft nicht mehr solchen Zufälligkeiten ausgesetzt sein. Meine Ehre verträgt diese Kränkungen nicht. Und deshalb bitte ich Eure Majestät gehorsamst, mir nach Beendigung der Schlacht den Abschied aus Ihren Diensten zu bewilligen.“

Schon wieder einmal, denkt der Empereur und lehnt ab. Er findet jetzt sogar Worte der Anerkennung für die Sachsen: „Sie sollen noch kurze Zeit standhalten, es wird bald anders werden.“

Und es geschieht auch: gegen 12 Uhr greifen Verstärkungen ein, die sächsische Infanterie kann endlich aus dem Feuer genommen werden. Im Laufe des Nachmittags wird die sächsische Kavallerie noch mehrmals eingesetzt. Die Schlacht ist entschieden, Napoleon ist Sieger.

Die Nacht verbringt der Fürst von Pontecorvo im Biwak bei seinen Sachsen auf dem Feld von Leopoldsau. Noch einmal rechtfertigt er sein Verhalten vor dem Kaiser: „Die Zeit war gestern zu kurz, um auf alles zu antworten, was Eure Majestät mir in bezug auf die Befehle gesagt haben, die ich nicht Ihren Absichten entsprechend ausgeführt habe. Ich kann es daher nicht unterlassen, mich schriftlich nochmals darüber zu äußern . . .“ Und er hält Napoleon Berthiers Befehle vor, nach denen er gehandelt hat. Die schweren Verluste der Sachsen und ihre Flucht aus Wagram sind die Folge gewesen.

Unmögliches kann man von einer Truppe nicht verlangen, am allerwenigsten, wenn ihre Ausbildung nicht auf der Höhe ist. Was menschenmöglich war, das haben seine Sachsen geleistet. Die Pflicht gebietet ihm, dies offen anzuerkennen und auszusprechen. Sie haben für Napoleon, für Frankreich geblutet, wenn der Erfolg ausgeblieben ist, so war es gewiß nicht ihre Schuld. Nicht nur Franzosen verstehen zu kämpfen und zu sterben, auch diese Rheinbündler, deren Leistungen sonst regelmäßig von Franzosen beansprucht oder überhaupt totgeschwiegen werden. Der Fürst von Pontecorvo stattet ihnen seinen

Dank ab, indem er folgenden Tagesbefehl erläßt, der seinem Verfasser alle Ehre macht: „Sachsen! Im Laufe des 5. Juli haben 7000—8000 Mann von euch das Zentrum der feindlichen Armee durchbrochen und sind trotz der durch 50 Geschütze unterstützten Anstrengungen von 40000 Feinden bis nach Wagram vorgedrungen. Ihr habt bis Mitternacht gekämpft und inmitten der Österreicher biwakiert. Am 6. habt ihr schon vor Tagesanbruch mit der gleichen Ausdauer und inmitten der Verheerungen der feindlichen Artillerie den Kampf wieder aufgenommen. Eure Kolonnen sind unbeweglich geblieben wie Erz. Napoleon der Große hat eure Hingabe gesehen und zählt euch zu seinen Tapferen. Sachsen! Das Glück des Soldaten besteht in der Erfüllung seiner Pflicht. Ihr habt die eure getan.“

Es ist zugleich der Abschied von seinem Korps. Am 8. Juli legt er den Oberbefehl nieder, verläßt die Armee und kehrt nach Frankreich zurück. Napoleon ist wütend; als der Marschall am 9. sich im Hauptquartier in Wolkersdorf persönlich abmelden will, wird er nicht vorgelassen.

Dagegen löst ein Befehl des Kaisers das verwaiste 9. Korps auf, das als selbständiger Truppenteil zu schwach ist, der Rest wird dem General Regnier zugeteilt.

Die Sachsen haben — und das spricht für Bernadottes anständige Gesinnung — den Verlust ihres Kommandeurs tief bedauert. „Das Betrübniß über dieses unerwartete Ereignis ist sehr groß und ungeteilt“, schreibt sein Stabsoffizier Rühle von Lilienstern nach Hause. „Offiziere und Soldaten hatten den Fürsten liebgewonnen, weil er sie stets gütig behandelte und für sie bei jeder Gelegenheit eine solche Sorgfalt bewiesen hatte, als ob er selbst ein Sachse wäre und kein höheres Interesse kenne, als ihre Wohlfahrt.“

Ein so ehrenvolles Zeugnis haben nicht alle Rheinbundtruppen ihren französischen Befehlshabern ausgestellt.

Der Tagesbefehl macht die Runde durch die deutsche Presse und Bernadotte sorgt dafür, daß er gewissermaßen als Recht-

fertigung seines Verhaltens auch in den französischen Zeitungen erscheint.

Napoleon hat hiervon offenbar erst Ende Juli Kenntnis erhalten, denn am 29. Juli schreibt er an den Kriegsminister Clarke: „Wenn Sie Gelegenheit haben, den Fürsten von Pontecorvo zu sehen, so bezeigen Sie ihm mein Mißfallen über den lächerlichen Tagesbefehl, den er in allen Zeitungen abdrucken ließ und der um so weniger berechtigt ist, als er sich bei mir während des ganzen Tages über die Sachsen beklagt hat. Der General Oudinot ist es, der Wagram am 6. Juli gegen Mittag genommen hat. Der Fürst von Pontecorvo hat es also nicht nehmen können. (Die Ortschaft wechselte im Verlaufe des Tages mehrmals ihren Besitzer und zuerst waren die Sachsen am Abend des 5. Juli in Wagram eingedrungen.) Ebensowenig ist es wahr, daß die Sachsen das Zentrum des Feindes am 5. Juli durchbrochen haben. Keinen Flintenschuß haben sie abgegeben“ — was wiederum nicht stimmt.

In dem Tagesbefehl vom 30. Juli heißt es: „Seine Majestät bezeigt dem Marschall Fürst von Pontecorvo sein Mißfallen über seinen Tagesbefehl vom 7. Juli, der in fast allen Zeitungen veröffentlicht worden ist . . . Abgesehen davon, daß Seine Majestät persönlich Ihre Armee befehligt, gebührt es Ihr allein, den Grad des Ruhmes zu verteilen, den jeder verdient. Seine Majestät verdankt den Erfolg Ihrer Waffen den französischen, nicht fremden Truppen (!). Der Tagesbefehl des Fürsten, der geeignet ist, Truppen, die bestenfalls mittelmäßig sind, mit falschen Ansprüchen zu erfüllen, ist der Wahrheit, der Politik (!) und der nationalen Ehre (!) zuwider . . .“

Die Eitelkeit der Franzosen sollte nicht durch die Betonung der Tatsache gekränkt werden, daß fremden Truppen, den Soldaten der deutschen Rheinbundstaaten, hervorragender Anteil am Sieg gebührt. Gesiegt haben immer nur Franzosen, besiegt wurden stets nur die Verbündeten.

Daß die Sachsen sich aufs tapferste geschlagen haben, be-

weisen ihre Verluste, die nahezu 50% betragen: auf rund 10000 Mann, die an der Schlacht teilnahmen, 126 Offiziere, 4109 Mann und 520 Pferde.

Im 30. Bulletin vom 30. Juli, dem offiziellen, von Napoleon selbst redigierten Heeresbericht, werden diese Ereignisse nur ganz kurz berührt: „Das 9. Korps ist aufgelöst. Der Fürst von Pontecorvo ist ins Bad gereist . . .“ Natürlich wußte jedermann, was das zu bedeuten hatte: der Marschall war in Ungnade gefallen, wie vor Jahren, anläßlich der mißlungenen Verschwörung von Rennes. Da mußte er auch ganz plötzlich eine Bade-reise nach Plombières antreten . . .

DREIZEHNTES KAPITEL

Fouchés Intrigenspiel

„Warum habt ihr ihn denn nicht in die Donau geworfen? Dann würde alles glatt gehen“, soll der alte Fuchs Fouché zu Bernadotte gesagt haben, als dieser ihm nach seiner Rückkehr nach Paris in bitteren Worten das ihm widerfahrene Leid klagte.

Gewiß, wäre der Anschlag der Philadelphinen geglückt, dann hätte Fouché freie Hand gehabt. Das Kaiserreich wäre auf dem Schlachtfeld von Wagram zu Grabe getragen und Bernadotte von Fouchés Gnaden Nachfolger Napoleons geworden.

Wieder einmal arbeitete der Polizeiminister hinter den Kulissen. Er verstand die Zeichen der Zeit und suchte sie seinen Plänen dienstbar zu machen. Aspern und Wagram hatten gezeigt, wie schwer diesmal Napoleon der Sieg geworden ist. Österreich stand trotz schwerer Verluste nach Wagram doch ganz anders da als nach dem Tage von Austerlitz, als Kaiser Franz den Canossagang ins Zelt des Siegers antrat, um demütig